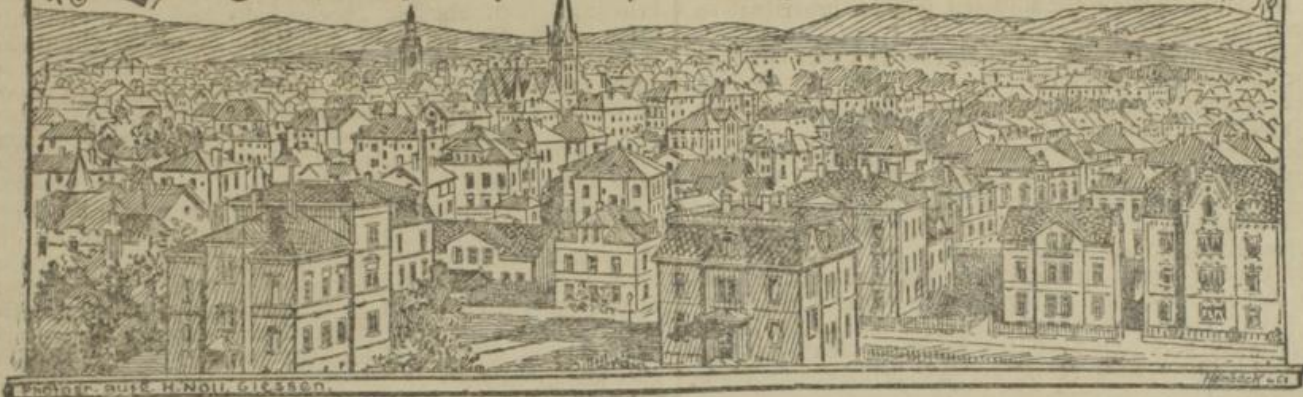


# Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Kinderseele.

Roman von Reinhold Ortman n.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Aber, ich bitte Sie,“ kam Jadviga im Ton zornigster Empörung der Antwort Josephas zuvor, „was soll das heißen? Nach dieser in meiner Gegenwart ausgesprochenen Aufforderung habe ich ein Recht, Aufklärung über den Zweck Ihres Hierseins von Ihnen zu verlangen. Ihre Feststellungen sollen sich also auf den Tod meiner unglücklichen Verwandten beziehen?“

„Allerdings, gnädiges Fräulein. Ich war der Meinung, Sie hätten das bereits erraten.“

„Wie sollte ich auf eine so ungeheuerliche Vermutung verfallen! Es ist skandalös, daß eine Behörde sich dergleichen herausnehmen darf, und ich würde Ihnen einfach die Tür gewiesen haben, wenn Sie mir sogleich gesagt hätten, daß Sie in solcher Absicht kämen.“

Der Kommissar blieb vollkommen höflich. „Ein Polizeibeamter, der in dienstlichem Auftrage erscheint, pflegt sich nicht ohne weiteres die Tür weisen zu lassen, meine Gnädigste. Im übrigen kann ich Ihre Entrüstung nicht ganz verstehen. Wenn die Vermutung laut geworden ist, daß Frau v. Bardeleben nicht eines natürlichen Todes gestorben sei, so hat doch sicherlich niemand dringenderes Interesse an einer Klarstellung als Ihre Angehörige.“

„Nun, es wird Sache des Barons sein, sich darüber mit Ihnen auseinanderzusetzen. Vor ihm werden Sie es zu rechtfertigen haben, daß Sie mich veranlaßten, Ihnen diese Gemächer zu öffnen.“

„Selbstverständlich, mein gnädiges Fräulein! — Also auf der Schwelle zwischen diesen beiden Zimmern lag die Baronin, als Sie eintraten?“ wendete er sich an Josepha.

„Ja wohl.“

„Sie hätte demnach volle fünfzehn Schritte machen müssen, um vom Arbeitszimmer bis hierher zu gelangen. Wie lange kann der Baron nach Ihrer Schätzung von hier abwesend gewesen sein, um Sie und das Zimmermädchen zu holen?“

„Das weiß ich nicht. Es können zehn Minuten gewesen sein, aber auch weniger. Nach der Uhr hab' ich nicht gesehen.“

„Wo lag der Kopf der Baronin, als Sie sie fanden?“

„Neben dem Stuhl da. Auf den muß sie im Fallen aufgeschlagen sein und sich die Beule geholt haben.“

„Was für ein Glas ist dies? Und was hat sich darin befunden?“

Die Frage bezog sich auf ein hochgestieltes Visköreglas von feinstem Vaskaratglöf, das der Kommissar von einem unmittelbar neben der Tür des Ankleidezimmers stehenden Tischchen aufgenommen und prüfend gegen das Licht ae-

halten hatte. Es war leer, aber der unterste Teil der Höhlung war von einer eingetrodneten Substanz oder einem Niederschlag mit einer feinen weißlichen Schicht bedeckt, die sich allerdings nur bei genauer Betrachtung dem Auge offenbarte.

Josepha sagte mit ihrem gewohnten, verdrießlichen Kopfschütteln. „Wie soll ich das wissen? Es ist eines von den beiden Gläsern, die immer neben der Viskörraraffe auf dem Schreibtisch des Herrn Barons standen. Der gnädige Herr trinkt vor dem Schlafengehen stets einen Kognak. Das tat er schon, wenn er als junger Leutnant auf Urlaub nach Klein-Ellbach kam.“

Bergmann hatte einen Blick nach dem Schreibtisch hinübergeworfen. „Die Karaffe ist inzwischen entfernt worden?“

„Sie ist am Morgen nach dem Tode der gnädigen Frau heruntergefallen und entzweigegangen, wie das ganze Arbeitszimmer voll von Menschen war.“

Der Kommissar, der das Glas unausgesetzt prüfend betrachtete und wiederholt an seine Nase geführt hatte, schwieg eine kleine Weile. Dann fragte er weiter: „Sie sagen, seit der Fortschaffung der Toten seien die Zimmer von niemand mehr betreten worden? Es ist also auch nicht wahrscheinlich, daß dies Glas erst nach dem Ableben der Baronin hierher gelangt ist?“

Josepha mußte nachdenken, ehe sie den Sinn seiner Worte begriff. Dann erwiderte sie: „Erfundigen Sie sich danach bei jemand, der allwissend ist. Ich hab' von dem Geschwäg nun nachgerade genug, und ich gehe jetzt zu meiner kleinen Baronesse.“

Sie lief wirklich zur Tür, und diesmal hielt der Kommissar sie nicht mehr zurück. Verbindlich, als hätte er ihren vorigen Bornesausbruch ganz vergessen, lehrte er sich gegen Jadviga: „Wohin — wenn es mir erlaubt ist zu fragen, gnädiges Fräulein — gelangt man durch diese Tür?“

„In dem anstößenden Zimmer schläft das Töchterchen des Barons. Aber die Tür ist niemals benützt worden. Schon als ich vor längerer Zeit zum Besuch auf Klein-Ellbach weilte, war der Schlüssel verloren gegangen und, soviel ich weiß, ist bis heute kein neuer angefertigt worden.“

Sie mußte selbst nicht, wie sie dazu kam, dem Manne mit einem Male so bereitwillig Auskunft zu geben. Vielleicht war es eine Folge der seltsamen, beklemmenden Angst, von der sie sich ergriffen fühlte, seitdem sie hier an dieser Stelle, wo Irma v. Bardeleben ihren letzten Atemzug getan, zur Zeugin eines Verhörs geworden war, das den Tod der jungen Frau aus einem natürlichen Geschehnis plötzlich zu einem düsteren und geheimnisvollen machte. Dieser bei aller ruhigen Bestimmtheit so weltmännisch höfliche Beamte erschien ihr jetzt geradezu fürchterlich. Sie hatte die Empfindung, daß hinter jeder seiner gleichmütigen Fragen eine schredliche, lauende Absicht verborgen sei, und daß unerbittlich, unaufhaltsam irgend etwas Grauenhaftes auf sie zuschliche.

Ihre Stimme hatte gezittert, während sie seine Frage beantwortete, und sie würde sicherlich den ersten besten Vorwand ergriffen haben, um seiner für sie jetzt so beängstigenden Nähe zu entfliehen, wenn sie nicht durch das Erscheinen der Jose, die Fannis Nachfolgerin geworden war, erlöst worden wäre.

„Gnädiges Fräulein, der Herr Baron ist soeben zurückgekommen,“ meldete das Mädchen.

Ohne Besinnen wandte sich Jadwiga zum Gehen. „Ich werde meinen Better von Ihrem Hiersein unterrichten,“ sagte sie hastig. „Man wird Ihnen sogleich mitteilen, ob er bereit ist, Sie zu empfangen.“

Bardeleben hatte nach einem kurzen Gespräch mit dem Diener bereits die Bibliothek betreten, und das Gesicht, das er Jadwiga zuehrte, offenbarte keinerlei Anzeichen einer ungewöhnlichen Erregung.

Sie aber umfaßte mit beiden Händen seinen Arm und flüsterte: „Haro — um des Himmels willen, was soll das bedeuten? Es ist jemand von der Polizei da, der Erhebungen anstellen soll über Jrmās Tod. Er hat Josepha fast eine Stunde lang verhört, und dann mußte ich ihn in das Sterbezimmer hinaufführen. Nun verlangt er dich zu sprechen. Hast du eine Erklärung für all dies Gräßliche?“

„Nein,“ erwiderte er ruhig. „Aber ich werde sie ja wahrscheinlich von dem Beamten erhalten. Man soll ihn hierher schicken. — Aber vor allem: wie befindet sich Fräulein Othmar?“

„Soviel ich weiß, geht es ihr ganz gut. Den Arzt aus Reinswaldau hat sie gleich wieder fortgeschickt, ohne sich von ihm untersuchen zu lassen, und Josepha sagt, daß sie sie nur mit Mühe habe verhindern können, aufzusteigen. Es kann also mit ihrer Krankheit unmöglich viel auf sich haben.“

„Um so besser. — Und jetzt ist es wohl am nötigsten, daß ich den Herrn von der Polizei abfertige.“

Jadwiga ging, ohne sich beruhigter zu fühlen, als bei ihrem Eintritt. Sie schickte das Mädchen hinauf, um den Kommissar zu benachrichtigen, und begab sich in das Wohnzimmer. Der Beamte aber betrat gleich darauf die Bibliothek, wo ihn Bardeleben vor seinem Schreibtisch erwartete.

„Sie sind Herr Bergmann, Kriminalkommissar aus Breslau?“ fragte der Baron mit einem Blick auf die vor ihm liegende Karte. „Ich bitte um Ihre Legitimation.“

Er prüfte das Papier, das der andere ihm bereitwillig überreicht hatte, und gab es zurück.

„Ich danke. — Wollen Sie gefälligst Platz nehmen! In welcher Angelegenheit sind Sie hier?“

„Es ist ein Ermittlungsverfahren angeordnet worden, Herr Baron, zur Feststellung der Umstände, unter denen der Tod Ihrer Frau Gemahlin erfolgt ist.“

Bardelebens Gesicht blieb unbeweglich. „Von wem ist das angeordnet worden? Die Breslauer Behörden wären dazu ja gar nicht befugt. Zuständig ist hier nur die Waldenburger Polizei bezw. das dortige Gericht.“

„Meine Entsendung geschah auch lediglich auf Requisition der Waldenburger Polizeidirektion. Die Erklärung ist ziemlich einfach. Die Denunziation, die den Anlaß zu dem Verfahren gegeben hat, erfolgte in Breslau, und die Denunziantin wurde von mir vernommen. Wir haben das Protokoll dann zur weiteren Veranlassung an die Waldenburger Polizeibehörde geschickt, und diese hat um meine Entsendung gebeten, weil sie eben annahm, daß ich mit dem Gegenstand besser vertraut sei als einer ihrer nur auf das Protokoll angewiesenen Beamten.“

Er hätte einem Vorgesetzten nicht höflicher und sachlicher Bericht erstatten können, als er die Frage Bardelebens beantwortet hatte. Nichts von der auf suggestive Wirkung berechneten Ueberlegenheit des inquirenden Kriminalisten war in seinem Benehmen.

Bardeleben lehnte sich in seinen Stuhl zurück und sah ihm mit klarem, festem Blick ins Gesicht. „Eine Denunziation — sagen Sie. Eine bestimmt formulierte Beschuldigung also? Gegen wen?“

„Nicht eigentlich gegen eine genau bezeichnete Persönlichkeit. Im Grunde handelt es sich vielmehr nur darum, daß die Person, von der die Anzeige ausging, auf Grund ihrer wirklichen oder vermeintlichen Wahrnehmungen nicht an einen natürlichen Tod der Frau Baronin glaubt, und daß sie zur Beruhigung ihres Gewissens der Behörde davon Mitteilung machen zu müssen meinte.“

„Sind Sie ermächtigt, mir den Namen der Denunziantin zu nennen?“

„Es ist Ihr ehemaliges Zimmermädchen Fanni Hasselbauer.“

„Ein ebenso gemeiner wie alberner Racheakt also! Und auf solche Angaben hin setzt man den ganzen polizeilichen Apparat in Bewegung?“

„Wir sind gesetzlich verpflichtet, jeder Anzeige nachzugehen, von wem immer sie herrühren mag und wie durchsichtig auch ihre Beweggründe sein mögen. Vielleicht hätte sich ja alles weitere erübrigt, wenn wir den Sanitätsrat Doktor Mittmann hätten befragen können, der die Verstorbene untersucht und die Todesursache doch jedenfalls mit aller durch die Umstände gebotenen ärztlichen Gewissenhaftigkeit festgestellt hat. Aber der Herr ist leider schwer krank und wird, wie ich höre, aller Boraussicht nach überhaupt nicht wieder vernunftfähig werden.“

„Aber er hat die Todesursache seinerzeit in dem von ihm vorschrittmäßig ausgestellten Attest bestätigt. Ist das denn nicht genug?“

„Nicht ganz! Auch der tüchtigste und erfahrenste Arzt ist der Möglichkeit eines Irrtums ausgesetzt, zumal, wenn er sich sein Urteil erst nach bereits eingetretenerm Tode bilden muß. Er wird hinsichtlich der Krankheitserscheinungen dann ja immer mehr oder weniger auf die Angaben anderer angewiesen sein, die die eigene Beobachtung nicht vollständig ersetzen können. Auch ist es denkbar, daß ihm dabei absichtlich oder unabsichtlich etwas Wichtiges verschwiegen wird. Um die Bescheinigung des Doktors Mittmann als unbedingt zuverlässig anerkennen zu können, hätte man also wohl von ihm selbst erfahren müssen, auf Grund welcher einwandfreien wissenschaftlichen Untersuchung er die Todesursache festgestellt hat.“

Bardeleben hatte ihm sehr aufmerksam zugehört, und nun nicht er zustimmend. „Das ist vom behördlichen Standpunkt aus vollkommen einleuchtend. Aber was wünschen Sie denn nun eigentlich von mir zu erfahren?“

„Ich bitte Sie um eine ausführliche Schilderung der Umstände, Herr Baron, unter denen Erkrankung und Tod Ihrer Frau Gemahlin erfolgt sind.“

„Die Erfüllung dieses Wunsches muß ich zu meinem Bedauern rundweg ablehnen.“

„Bardon! Sie haben mich ohne Zweifel nicht ganz richtig verstanden. Es handelt sich für uns selbstverständlich nur um die Geschehnisse der fraglichen Nacht, und über diese, soweit sie sich in Ihrem Weisheit abgevielt haben, die Auskunft zu verweigern, haben Sie doch gewiß keinen Anlaß.“

„Doch, Herr Kommissar, und den allerträglichsten. Ich ersuche Sie also, sich an meiner bestimmten und bündigen Erklärung genügen zu lassen, daß ich mich über die Vorgänge in der Todesnacht meiner Frau nicht äußern werde, weder vor Ihnen noch an irgend einer anderen behördlichen Stelle.“

„Darauf war ich allerdings nicht vorbereitet, und ich würde es auf das lebhafteste bedauern, Herr v. Bardeleben, wenn Sie bei diesem Entschlusse verharren. In Ihrem Interesse namentlich würde ich es bedauern.“

„In meinem Interesse?“

„In dem Edelmänn und Offizier darf ich wohl freimütiger sprechen, als ich es vielleicht vor einem anderen dürfte. Das ganze Auftreten der Denunziantin und die Art ihrer Befundungen haben mir ja von vornherein keinen Zweifel darüber gelassen, daß es sich für sie in der Tat weniger um einen unwillkürlichen Gewissenszwang als um die Befriedigung eines Rachebedürfnis handelte, und ich gestehe, daß ich in ihrer Erzählung nichts anderes sah als den gewöhnlichen Diensthofenklatsch, der sich in nichts aufzulösen pflegt, sobald man ihm einigermaßen energisch auf den Grund geht.“

„Und sind Sie inzwischen anderer Meinung geworden?“

„Die tatsächlichen Angaben des Mädchens haben sich in allen Stücken als richtig erwiesen, Herr Baron. Die Schlüsse, die sie aus ihren Beobachtungen gezogen hat, mögen ja falsch sein; aber diese Beobachtungen selbst hat sie jedenfalls vollkommen zutreffend geschildert. Die Waldenburger Behörden werden also nicht umhin können, der Sache weiter nachzugehen, wenn nicht von Ihrer Seite die unbedingt notwendigen Aufklärungen erfolgen.“

„Das ist mir unverständlich. Wenn es überhaupt einen Sinn haben soll, kann es doch nur der sein, daß man mich eines an meiner Frau verübten Verbrechens verdächtigt.“

(Fortsetzung folgt.)

## Suwalki.

Von Josef Kuhnigk.

Mit der Besetzung des russischen Gouvernements Suwalki und der Einrichtung einer Zivilverwaltung haben wir uns angeschickt, deutsche Kultur in das Land des heiligen Andreas zu tragen, das während seiner kurzen Herrschaft in Ostpreußen die Provinz russischer Zivilisation für bedürftig hielt. Nun, wir haben es ja zur Genüge und mit tiefster Empörung empfunden, worin der Russe seinen Kulturbegriff zusammenfaßt. Was hier in so grauenhaft wüsten Formen unter dem Deckmantel des rauhen Krieges heraustrat an sittlicher Verrohung und Verberbtheit, das fürchteten wir wohl alle vorhanden in dem weiten verlotterten Reich, und unsagbar lächerlich und verlogen mußte umso mehr die Thraße wirken von dem knechtischen Militarismus der Deutschen, von dem die Welt zu befreien mit unseren Feinden sich auch das Jarenreich anschiden müssen, für jeden, der einmal russischen Boden betreten hat.

An der Chaussee, die über Mierunsk, das letzte Dorf im Ostpreussischen, nach Suwalki, der Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, fährt, steht in Friedenszeiten ein starker Militärposten des russischen Grenzsoldaten, und beim Ueberfahren der Grenze greift sofort ein Kosak mit geladenem Gewehr, das Seitengewehr aufgeschlunzt, in die Bügel der Pferde. So ist der erste Schritt in das Land, das nun deutschen und österreichischen Landesteilen die „Freiheit“ bringen will. Man ist heilfroh, wenn der Offizier an dem Paß nichts auszufragen findet und der Kosak die Bügel wieder freiläßt. Und nun das landschaftliche Bild des Gegenlandes. Die schöne ostpreussische Chaussee mit ihren schattigen Bäumen schneidet mit dem Schlagbaum ab. Baum- und schattenlos schlängelt sich von da ab durch das sich verflachende Hügelgelände des baltischen Höhenzuges die Kunststraße weiter, nur die eisernen Werkspähle recken sich in regelmäßigen Abständen. Und wieweit man den Blick auf preussischen Boden zurück, so schaut man das lüdenlose, buntgewürfelte Tuch bestellter Aeder, Wiesen grün und dunkle Wälder. Hier dagegen lange Striche öden Landes mit Steinen besät; der erste Blick sagt auch dem Laien, daß von einer intensiven Bewirtschaftung nicht die Rede ist. Wir sind an einem wunderschönen Frühlingstage durch dieses Land gefahren und waren uns klar darüber, daß eine liebevolle Regierung aus diesem Landstrich eine starke Lebensenergie zu entwickeln müßte.

Und dann das erste und einzige Dorf auf dieser über drei Meilen langen Chaussee: Filipow. Ein schmutziges Nest mit unansehnlichen altersschwachen Häusern. Erwägt man, daß das Gouvernement zu  $\frac{1}{6}$  aus Littauern,  $\frac{1}{6}$  aus Polen besteht und der Rest aus Juden, Russen und Deutschen, so stehen unsere Dörfer in vorwiegend litauischen oder polnischen Gegenden sehr vorteilhaft gegen dieses ab. Selbst wenn Filipow, wie es für den Durchfahrenden den Anschein hat, viel jüdische Bewohner aufweist, kann man für den Charakter des Dorfbildes nicht diese letzten Endes verantwortlich machen, man wird auf die Regierung des Landes den Rückschluß ziehen müssen.

Sieht man dann aber am Ziel von der letzten Höhe aus Suwalki in der Ebene liegen, so hat man den Eindruck eines überaus schmutzen, freundslichen Städtchens. Der Eindruck bleibt auch, sowie man die Stadt betritt. Die Bürgersteige sind zum größten Teil aus Holzböden belegt und sauber wie die meisten schönen, breiten Straßen. Die Stadt hat etwa 25 000 Einwohner und ist gleichzeitig Garnison. Die russische Kirche, ein wichtiger, eindrucksvoller Bau, liegt an dem Volkspark, einer schmutzen Baumanlage mit breiten, gepflasterten Wegen und einem Musiktempel, in dem Festtags am Nachmittag eine Militärkapelle spielt. Bei unserem Ausfluge an den Pfingsttagen nach Suwalki spielte dort die Kapelle der Alexander-Dräger. Das Konzert war nicht eben ein Kunstgenuss. Auf eine Handvoll falscher Töne kam es den Musikern und scheinbar auch dem Kapellmeister wenig an. Auf fiel uns der kleine Trommelschläger, ein Kerlchen von etwa 14 Jahren. Auffallend war es für uns Deutsche auch, zumal für die beiden Offiziere unter uns, daß die Dragoneroffiziere ihre Kameraden von der Infanterie und die Kosakenoffiziere nicht grüßten. Die Offiziersdamen, so viele bezw. so wenige wir sahen, waren überaus auffallend gekleidet, sie unterschieden sich wenig in ihrem Aussehen von den Damen, wie man ihnen in den weltstädtischen Nachtlokalen begegnet.

Im übrigen waren aber die Offiziere wie Mannschaften durchweg gutgewachsene, kräftige Menschen, sauber und ordentlich gekleidet. Die meisten der Dragoneroffiziere sprachen übrigens, was wir festzustellen Gelegenheit hatten, deutsch. Sie hatten nämlich durch unseren Hotelwirt erfahren, daß preussische Offiziere unter uns seien und uns in lebenswürdigster Weise in ihr Kasino für den Abend geladen. Die Kapelle beschloß das Konzert vorseitig mit der deutschen Nationalhymne. Uns zu Ehren. Damals spannt Zswojski noch nicht mit seinen Spießgesellen in England und Frankreich das Netz um uns für „seinen“ Krieg.

Und etwas noch, das auf das Leben in Rußlands hohen Gesellschaftskreisen ein bezeichnendes Licht wirft. Suwalki hatte den offiziellen Besuch des Gouverneurs von Warschau bekommen. Die Stadt prangte im Flaggenschmuck. Der Gouverneur war in unserem Hotel abgestiegen. Von der Straße aus sahen wir auf einem der Balkons ein hübsches Mädel, dunkelblau, pikant in ihrer Haltung, in ihrer Kleidung. Sie klopfte zu uns hinunter. Wir erkundigten uns des näheren beim Wirt.

„D, wer das ist?“ sagte er. „Ist von Warschau-Gouverneurs-Kusine.“  
„Kusine...?“  
„Nun ja, Gouverneur ist wohl verheiratet, fährt aber immer mit Kusine.“

So reisen also offizielle Persönlichkeiten in Rußland dienstlich. Und dieser Gouverneur hieß von Mirbach. So wie der Schlossherr unseres ostpreussischen Sorquitten. Und diesem Namensvetter haben nun die Kosaken den herrlichen Landsitz schändlich verwalstet.

## Deutsche Waren für Deutsche!

Zu den erfreulichen Wirkungen, die der große Krieg hervorbringt, wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, auch die gehören, daß in Zukunft, so weit dies irgend angängig ist, dem deutschen Käufer durchweg deutsche Waren geboten werden. Dabei stellt sich in immer weiterem Umfange heraus, wie viele deutsche Erzeugnisse bisher mit fremden Marken versehen wurden, um sich bei jenem Teile des deutschen Publikums einzuführen, das leider allem Ausländischen den Vorzug zu geben geneigt ist. Da ist z. B. das berühmte französische und belgische Korsett! Wie viele Frauen gab und gibt es nicht bei uns, die da meinten, ein Korsett, das wirklich gute Figur mache, müsse durchaus aus Paris oder aus Brüssel stammen — und natürlich haben die schlauen französischen und belgischen Fabrikanten es nicht daran fehlen lassen, durch eifrige Reklame diesen geschäftigen Aberglauben zu stärken. Selbst die deutschen Fabrikanten mußten wohl oder übel ihre deutschen Erzeugnisse oft mit einem französischen Nimbus umkleiden, um sie marktgängig zu machen. Ist nun das deutsche Korsett wirklich geringer als das ausländische Erzeugnis? Als Gegenbeweis weist ein Fachmann im „Konfektionär“ auf die Tatsache hin, daß ein Berliner Fabrikant schon seit Jahren in Paris — natürlich unter französischer Flagge, da die Franzosen bei einem Deutschen nicht gekauft hätten — ein Spezialkorsettgeschäft unterhielt, in dem er in der Hauptsache seine Berliner Fabrikate vertrieb. Diese Korsetts wurden als französische Korsetts verkauft und die Kundschaft war zufrieden. Es kam dann vor, daß etwa eine ganz elegante Dame in dem Berliner Geschäft derselben Firma fragte, ob sie denn auch hier so ein gutes französisches Korsett bekommen könnte. Natürlich wurde das Gesicht dann sehr lang, wenn man sie darüber aufklärte, das französische Korsett sei in Berlin angefertigt. Nicht anders steht es um die sogenannten „englischen Handschuhe“. Hierüber berichtet gleichfalls ein Fachmann in dem gedachten Blatte, daß große englische Häuser in den kleinen Fabrikstädten des Erzgebirges und Böhmens diese „English gloves“ aus den deutschen Stoffen und nach deutschen Arbeitsmethoden herstellen und waggonweise nach England schaffen ließen. Dort wurden die fertigen Handschuhe lediglich mit dem englischen Fabriktempel versehen und dann nach Deutschland zurückgeschickt, um hier mit entsprechendem Preisgewinn für den englischen Kaufmann als „echt englische Ware“ verkauft zu werden. Zuweilen wurde auch der Kürze und der Ersparnis halber die englische Fabrikmarke den Handschuhen gleich in ihrer deutschen Heimat aufgedrückt. Nicht anders steht es um zahlreiche andere Erzeugnisse. Die deutsche Knopfmade z. B. steht durchaus auf einer solchen Höhe, daß sie sich von der französischen Erzeugung ohne weiteres vollständig unabhängig machen kann. Die bisher vielfach aus Manchester bezogenen weißen Battiste und ebenso durchbrochene weiße Waschstoffe können durch die Baumwollweberei im Elsaß in der gleichen Güte und zu den gleichen Preisen geliefert werden, und es liegt nicht der geringste Grund vor, englische Taschentücher zu bevorzugen, da das deutsche Erzeugnis ihnen vollständig ebenbürtig ist. Auf allen diesen und vielen anderen Gebieten wird, so steht zu erwarten, der Krieg der schmachlichen Ausländerei endlich den Garaus machen.

## „Mutter Simon“.

Eine zeitgemäße Erinnerung.

Mehr als zwanzig Jahre lang hatte Marie Simon, die Gattin eines Dresdner Weißwarenhandlers, still hinter dem Ladentisch ihres Mannes gewirkt, als im Jahre 1866 die Kunde, von dem Elend auf den böhmischen Schlachtfeldern sie trieb, ihre häusliche Welt zu verlassen und gemeinsam mit einer Gleichgesinnten an die Stätten des Jammers zu eilen. Die wackerere Frau, die sich sofort daran begab, im Freien für die Verwundeten abzuhelfen, begegnete wohl anfänglich dem Mißtrauen der leitenden Persönlichkeiten, aber bald erregte ihr großartiges organisatorisches Talent solche Bewunderung, daß der „Internationale Verein“ sie zu seiner

Vertreterin auf dem Kriegsschauplatz ernannte. Nach dem Kriege zog „Mutter Simon“, wie sie von den dankbaren Soldaten an- geredet wurde, sich still und bescheiden wieder hinter ihren Acker- tisch zurück. Doch vertief man sie jetzt in das Direktorium des Al- bert-Vereins, damit sie die Ausbildung seiner Krankenpflegerinnen über- wache. Was für eine Rieseneistung es oft bedeutete, den zahl- reichen Kranken und Verwundeten Obdach, Lager und geeignet zubereitete Nahrung zu geben, das abzuschätzen soll nur Augen- zeugen ihrer Wirksamkeit möglich gewesen sein. Zu diesen zählte übrigens auch ihr Biograph Rudolf Dunge, der das Bild Marie Simons besonders lebensvoll vor uns erschauen läßt, wenn er schreibt: Bei all dieser großartigen Tätigkeit habe ich, so oft mich mein Amt an den beschränkten und höchst primitiven Räumlichkeiten des „Fregkommandos“ — so nannten die Soldaten scherzend die Koch- und Verpflegungsstellen Mutter Simons — vorüber- führte, seinen dringenderen weiblichen Ober stets mit dem riesigen Kochkessel in der Hand und mit einer wahren General- sienne, einem Blide ruhig heiterer Zuversicht im Antlitz ge- sehen, ja, es schien sogar, daß ihre Augen um so glücklicher strahlten, je dichter sich die Haufen ihrer hungernden und dürstenden, teils verwundeten, teils von den Mühseligkeiten der Reise oder anstrengender Märsche erschöpften Söhne um ihre dampfenden Kessel drängten.“

Daß diese werbe, tüchtige, tatkraftige Frau auch der zartesten Empfindungen fähig war, beweisen ihre Tagebuchblätter und Briefe. Von wahrhaft ergreifender Poesie ist eine Stelle, die uns vor die mit Verwundeten überfüllte Kirche von St. Marie ver- setzt. „Es ist rührend“, heißt es da, „wie die Ärzte und das ganze Sanitätspersonal es sich angelegen sein lassen, die Patienten aus der Kirche herauszutragen auf den Friedhof in die milde, irische Luft, an ein sonniges Plätzchen — und sie sorgsam in ihre Decken hüllen oder letztere neben ihnen aufhängen, damit sie vor jedem Zug geschützt sind. Manchem haben sie das Lager auf einem Leichenheime zurechtgemacht. Da liegen man Deutsche und Fran- zosen, die sich eben noch wütend bekämpft, friedlich nebeneinander auf einem Friedhofe, sie, die Lebenden, die erst ihr Leben so freudig eingesezt und es jetzt doch nicht lassen möchten, unter den Toten. Vorbild ist alle irdische Leidenschaft; hier herrscht Friede und Ver- söhnung.“

Auch als der Krieg beendet war, suchte Marie Simon in mütterlicher Treue für ihre „Soldatenkinder“ weiterzusorgen. Die Gründung einer Heilstätte für deutsche Invalide war ihr heißester Wunsch, und ihren rastlosen Bemühungen war es zu danken, daß die Anstalt im April des Jahres 1872 in der Vossgraber Allee bei Dresden eröffnet werden konnte. Bis zu ihrem Tode, der fünf Jahre später erfolgte, wirkte hier die schlichte Samariterin, der durch den Kongreß der Genfer Konvention die Große goldene Medaille überreicht worden war, — die man einen Triumph der deutschen Frau, eine Ehrenbürgerin Europas, eine deutsche Nightingale genannt hatte, und die doch keinen lieberrn Ehren- titel kannte als den der „Mutter Simon“.

### Vermischtes.

kl. Die empfindlichste Wage der Welt. Auf der diesjäh- rigen Festsitzung der Royal Society führte H. W. Aston die Wage vor, mit deren Hilfe er gemeinsam mit J. J. Thomson die beiden Gase bestimmt hat, aus denen das früher als einheitlich bestimmte Gas Neon besteht. Diese Wage ist nach den „Naturwissenschaften“ ganz aus geschmolzenem Quarz hergestellt. Sie bildet einen Kasten, dessen Wände Quarzplatten sind, die mit Siegellack zusammengesittet wurden. In dem 7/8, cm langen Kasten befindet sich auf einer Messer- scheide als Wageballen ein Quarzraden, der auf einer Seite in einer Kugel von 4 mm Durchmesser endet und auf der anderen Seite ausbalanciert ist. Dieser Wageballen wird bereits durch ein Ge- wicht von 1/100000 Milligramm zur Drehung gebracht. Man füllt nun den Wagekasten mit dem zu untersuchenden Gase und beobachtet den Druck, bei welchem die Wage im Gleichgewicht ist. Geschieht dann dasselbe mit einem bekannten Gase, etwa Sauerstoff, so ver- halten sich die Dichten der beiden Gase umgekehrt, wie die beobachteten Drücke.

„Hungersnot im Zoo“. Eine merkwürdige Folge- erscheinung des Krieges macht sich in Amerika geltend: In den zoologischen Gärten des Landes droht eine Hungersnot, die ihre Bestände in ernste Gefahr bringt. Aus Philadelphia wird be- sonders Klage darüber geführt, daß der größte Teil der Nahrung für die Inassen des „Zoo“ aus Europa, und zwar aus den in den Krieg verwickelten Ländern, kommt. In erster Linie ist für die Vögel zu fürchten, für die die Nahrungsmittel aus Deutschland bezogen wurden; in Amerika war keinerlei Ersatz dafür zu finden, so daß die Vögel wahrscheinlich elngehen müssen. Für die Löwen und Tiger braucht man Pferdefleisch, und auch dies ist jetzt schwer zu erhalten, da die Erfordernisse für den Krieg zunächst befriedigt werden müssen. Die kömererzessenden Tiere sind bereits auf sehr kleine Portionen gesetzt, damit man mit dem vorhandenen Vorrat recht lange auskommen kann. Auch die bevorzugte Nahrung der Affen, die Bananen, sind nicht genügend zu erhalten, und so werden sie vorläufig mit amerikanischen Apfelsinen gefüttert. Schließlich

erfahren die zoologischen Gärten gegenwärtig auch keinen Zuwachs an seltenen wilden Tieren, da diese fast alle aus Deutschland ein- geführt werden.

„Belagerungsmünzen“. Diesen kriegerischen Namen erteilten unsere Münzkundigen einer besonderen Art von Notgeld, das in belagerten Plätzen bei Geldmangel halb aus edlem Metall, halb auch aus wertlosem Stoff wie Leder, Pappkarton, Papier her- gestellt und namentlich zur Löhnung der Truppen verwandt wurde. Silbernes Tafelgeschirr mußte mehr als einmal dazu herhalten, in Belagerungsmünzen umgewandelt zu werden. Aus Bruchstücken von Silbergeschirr ließ z. B. bei der Belagerung von Jütich im Jahre 1610 der Kommandant Joh. v. Rauschenberg durch Wert- stempel Guldenstücke machen, die je nachdem 1—10 Gulden galten. Auch Herzog Karl Alexander von Württemberg ließ während der Belagerung von Landau im Jahre 1713 aus silbernem Tafelgeschirr Münzen schlagen, die in ihrem Aeußeren ihre Herkunft noch ver- raten. Es sind achteckige Platten, die in der Mitte und auch an den Ecken mit Stempeln versehen sind. Die Belagerungsmünzen, die begrifflicherweise meist eilig und ohne große Sorgfalt hergestellt wurden, sind überhaupt in vielen Fällen sogenannte „Klippen“, d. h. eckige Geldstücke. Ueber einen Mangel an Belagerungsmünzen läßt sich nicht klagen, denn die vergangenen Jahrhunderte haben eine nicht geringe Zahl hervorgebracht. Die ältesten sind wohl die sehr seltenen von Tournay aus dem Jahre 1521. Zu den jüngsten zählen die von Mantua aus dem Jahre 1848. Bekannt geworden ist aus neuerer Zeit namentlich auch das Belagerungsgeld von Kofberg, wo man Anno 1807 Kartonsäckchen, die mit den entspre- chenden Kommandanturstempeln und handschriftlichen Bemerkungen versehen waren, als 2, 4 oder 8 Groschenstücke ausgab. Für uns aber ist es heute von besonderem Interesse, daß es auch Ant- werpener Belagerungsmünzen aus dem Jahre 1814 gibt. — Nicht zu verwechseln mit den „Belagerungs- münzen“ sind übrigens die sogenannten „Feldmünzen“. Mit dem letzteren Namen bezeichnet man Geld, das außerhalb des Landes oder der Hauptstadt stehende Heerführer für die Truppen anfertigen ließen. Unter Belagerungsmünzen versteht man im Gegensatz dazu nur solche, die in besetzten, eingeschlossenen Plätzen ausgegeben wurden.

### Büchertisch.

— Eine neue Kriegskarte von Kiautschou zu Gunsten des „Deut. Roten Kreuzes“. Die Kartogr. Anstalt G. Freitag & Berndt, Gel. m. b. H., Wien VII, Schottenfeld- gasse 2, hat eine neue, schön ausgeführte Karte herausgegeben: G. Freytags Karte von Kiautschou 1:100.000 mit Beigabe eines Planes von Tjingtau 1:40.000 Ost-Asien 1:7.500.000 und einer Weltkarte mit Darstellung aller deutschen Schutzgebiete 1:100 Millionen, endlich eines hübsch illustrierten Textes.

— Ein Kriegskalender. Der Verlag von „Griebens Reiseführern“ Albert Goldschmidt, Berlin W. 35, bringt einen „Kriegskalender“ heraus. Das in seiner äußeren Form sehr handliche Büchlein enthält ferner eine übersichtliche Darstellung der militärischen Machtverhältnisse, der deutschen Heeres- und Ma- rineerteilung, des Wehrgesetzes in Deutschland sowie ein Kalen- darium vom Ausbruch des Krieges bis Ende dieses Jahres zur Eintragung der wichtigsten Kriegsereignisse. (Bis zum 1. Septem- ber sind die hauptsächlichsten Vorgänge auf den Kriegsschauplätzen bereits verzeichnet.) Wer die Eindrücke festhalten will, die er von den gewaltigen Ereignissen des Völkerrkrieges 1914 empfängt, der findet hier ein geeignetes Tagebuch für seine persönlichen Erleb- nisse, wie für die Kriegschronik. Der Preis des Kalenders beträgt 80 Pf., mit einer vorzüglichen Karte des gesamten Kriegs- schauplatzes ausgestattet 1.20 Mk.

### Charade.

Dem Ersten traue nicht zu viel,  
Schon mancher wurde arg betrogen;  
Er wollt' es erjagen in dem Spiel:  
Denn ist er mit leeren Taschen gezogen.

Drückt dich die Pihe allzu sehr,  
Willst frische Luft du haben,  
Dem Zweiten dann den Rücken dich',  
Des Waldes Grün wird besser dich' laben.

Willst du die beiden nun verbinden:  
Nach Schleswig führ' ich dich sofort;  
Ich glaube, Freund, leicht wirst du finden  
Das Ganze als einen Hafenort.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätselrätsels in voriger Nummer:  
Trio, Rahm, Augerüst, Ulm, Stern, Chor, Aris, Und, Wiege,  
Kille, Menich;  
Trau, schau, wem!